



Leseprobe

Posy Lovell

Die Töchter von Kew Gardens

Roman

»Schöner Lesespaß.« *Schöne Welt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 592

Erscheinungstermin: 22. Februar 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

POSY LOVELL

Die
Töchter
von
Kew Gardens

ROMAN

Aus dem Englischen
von Britta Evert



GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
»The Kew Gardens Girls at War« bei Orion Fiction, an imprint
of The Orion Publishing Group Ltd, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren
Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

i. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Februar 2023

Copyright © der Originalausgabe 2021 by

The Orion Publishing Group Limited

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH

Umschlagmotiv: Coverdesign Original:

The Brewster Project/Orion Books; Frauen: © Laura Ranftler/Arcangel;

Blumenranke, ganzer Hintergrund: © depositphotos

Redaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze

LS · Herstellung: ik

Satz: Mediengestaltung Vornehm GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49167-4

www.goldmann-verlag.de

Für Darren, Tom und Sam

Das Jahr 1940



Kapitel 1



Kent, Sommer 1940

Louisa hörte die Motoren, noch bevor sie die Flugzeuge sah. Sie flogen sehr hoch und brummten wie Hummeln. Wie sehr wütende Hummeln, dachte sie.

Sie richtete sich auf und rieb sich das Kreuz. Sie war nicht mehr jung, und es bereitete ihr immer Schmerzen, sich zu den Pflanzen in ihrem Garten hinunterzubücken.

Sie blickte auf. Es war ein traumhafter Tag. Der Himmel war strahlend blau und mit kleinen weißen Wolken gesprenkelt. Louisa schloss einen Moment lang die Augen und genoss das Gefühl, die Sonne auf ihrem Gesicht zu spüren, öffnete sie aber fast sofort wieder, als das Dröhnen der Motoren lauter wurde.

Und plötzlich waren sie da, direkt über ihr. Zwei Flugzeuge – nein, drei, vier hoben sich vor dem tiefblauen Himmel ab, als sie im Sturzflug nach unten stießen.

Ein Prickeln der Furcht und Erregung durchlief Louisa.

Der Krieg schien oft weit entfernt von ihrem verschlafenen Dorf in Kent stattzufinden, aber nicht an diesem Tag.

»Teddy!«, rief sie ihrem Mann zu. »Teddy, komm her und schau dir das an!«

Der Lärm wurde immer stärker. Motoren heulten auf, die Bordwaffen der Jagdflugzeuge krachten, und die Maschinen sackten nach unten. Louisa schnappte nach Luft. Sie konnten unmöglich so tief herunterkommen! Aber schon im nächsten Moment jagten sie wieder nach oben, hinauf in die Wolken.

Stimmen wurden laut. Es waren die Dorfkinder, die auf die Straße stürzten. Louisa wusste, dass sie auf die Felder rannten, in der Hoffnung, Granatsplitter oder Schrapnelle aufzusammeln zu können. Sie wäre gern mit ihnen gelaufen, um zu sehen, was die Kinder finden würden, aber sie konnte den Blick nicht von dem Luftkampf losreißen.

Eines der Flugzeuge jagte über den Horizont, gefolgt von einem anderen. Louisa konnte nicht erkennen, welches das deutsche und welche das britische war. Sie kniff die Augen zusammen und blinzelte in die Sonne. Das deutsche war vorn, dicht dahinter eine Spitfire.

»Du lieber Gott!« Louisa drehte sich um. Teddy stand hinter ihr, an seiner Seite sein Neffe Christopher. Teddy runzelte die Stirn, als er die Flugzeuge sah, und Louisa bereute sofort, dass sie ihn gerufen hatte. Sein Sohn war im letzten Krieg ums Leben gekommen, und ihr Mann war entsetzt gewesen, als erneut ein Krieg ausbrach. Nicht nur entsetzt, sondern am Boden zerstört.

Ohne den Blick vom Himmel zu wenden, nahm sie seine Hand und drückte sie tröstend. Teddy hatte mittlerweile resigniert, was den Krieg anging. Hitler musste Einhalt geboten werden, das stand fest, aber die Mittel gefielen ihm ganz und gar nicht. Er lehnte kategorisch jede direkte Unterstützung der kriegerischen Einsätze ab. Stattdessen sorgte er als Quartiermeister für die Unterbringung der zahlreichen evakuierten Kinder, die im Dorf gelandet waren.

Am Himmel entstand ein Zickzackmuster aus Kondensstreifen, während die Flugzeuge kreuz und quer durch das Blau rasten. In das Dröhnen der Motoren mischte sich das Rattern der Maschinengewehre, so laut, dass Louisa sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte.

Ihr Magen flatterte vor Aufregung. Es war beängstigend und gleichzeitig fesselnd zu beobachten, wie diese Piloten über ihren Köpfen einen erbitterten Kampf ausfochten. Aber sie hatte schon immer etwas für dramatische Szenen übriggehabt.

»Er hat einen Treffer abbekommen.« Christopher zeigte auf das deutsche Flugzeug. Dichter Qualm stieg von einer der Tragflächen auf. »Vielleicht springt er ab. Haltet nach einem Fallschirm Ausschau.«

Louisa zog scharf die Luft ein. »Er kehrt um!« Das Flugzeug flitzte über den Himmel und ließ kohlschwarze Rauchwölkchen im Blau zurück. »Schaut nur!« Sie ließ Teddys Hand los und zeigte nach oben. »Er fliegt zurück!« Sie lachte vor Aufregung. »Unsere Jungs haben ihn davongejagt.«

Teddy erschauerte leicht, drehte sich um und ging

wortlos durch den Garten zum Haus. Louisa hatte einen Moment lang ein schlechtes Gewissen, weil sie diesen Luftkampf so sehr genossen hatte.

Sie sah Christopher an. »Armer Ted«, sagte sie. »Das alles ist sehr schlimm für ihn.«

Christopher nickte. »Bestimmt erinnert ihn der Krieg jeden Tag an Philip.«

Über ihnen verschwanden die Flugzeuge in der Ferne, und alle Geräusche verklangen. Louisa fragte sich, ob es der deutsche Pilot zurück nach Frankreich schaffen oder mit dem Fallschirm abspringen würde. Zu ihrer Überraschung stellte sie fest, dass sie hoffte, er würde unverseht durchkommen. Sie lächelte in sich hinein. Das hat die Ehe mit Teddy bewirkt, dachte sie. Sie erinnerte sich, wie leidenschaftlich sie sich während der ersten Jahre des letzten Kriegs engagiert und jede Nachricht von der Front förmlich verschlungen und sogar – sie kämpfte mit einer Anwendung von Scham, als sie daran dachte – Männer beschimpft hatte, die nicht kämpfen wollten. Teddy und sie hatten unterschiedliche Erinnerungen an den letzten Krieg. Völlig unterschiedliche.

Louisa schaute zum Haus, wo Teddy gerade sein Fahrrad aus dem Schuppen holte. »Es hilft ihm, wenn er etwas zu tun hat. Wahrscheinlich fährt er jetzt zu den evakuierten Kindern.«

Christopher ließ sich ins Gras plumpsen. Louisa drehte sich zu ihm um. Ein komischer Kerl, dieser junge Mann. Vergesslich und zerstreut, hoch aufgeschossen und schlak-

sig, jemand, der ständig über seine eigenen Füße stolperte, aber er war auch offen und ehrlich, und er hatte ein Händchen für Pflanzen. Er war der Sohn von Teddys jüngerer Schwester, und genau wie ihr Mann hatte Louisa ihn sehr gern. Beide hatten sich gefreut, als er in der Nähe eine Anstellung als Landarbeiter bekam.

»Wünschst du dir, du könntest mehr Unterstützung leisten?«, fragte er unvermittelt. »Für den Krieg, meine ich.«

Mit einem kleinen Grunzen und einer nicht sehr eleganten Bewegung ließ sich Louisa neben ihm nieder. Wie sollte sie ihm erklären, wie ihr zumute war? »Schon«, gab sie zu. »Ich fühle mich irgendwie ...«

»Nutzlos?«

»Genau.« Sie lächelte Christopher an. »Letztes Mal konnte ich etwas beitragen.«

»In Kew Gardens?«

»Diese Geschichte hast du bestimmt schon tausendmal gehört.«

»Ich höre sie gern.«

Louisa seufzte. »Ich weiß, es lässt sich kaum damit vergleichen, was Philip oder all die anderen Männer, die an der Front waren, geleistet haben, oder die Frauen, die als Krankenschwestern gearbeitet oder die Truppen in anderer Weise unterstützt haben. Aber weil wir uns um die Gärten gekümmert haben, konnten die Männer, die in Kew beschäftigt waren, an die Front gehen und kämpfen.«

»Ich denke daran, mich freiwillig zu melden«, sagte Christopher.

Louisa sah ihn überrascht an. Er hatte zuvor noch nie davon gesprochen.

»Im Ernst?«

»Ich weiß, dass ich mich wahrscheinlich kaum nützlich machen werde«, fuhr er mit einem verlegenen Lächeln fort. »Ich bin so ungeschickt. Aber ich fühle mich irgendwie ...«

Diesmal war es Louisa, die sagte: »Nutzlos.«

»All die Jungs von daheim, Freunde von der Schule oder Spielkameraden aus meiner Kindheit sind eingezogen worden, Tante Lou. Ich sollte da nicht zurückstehen.«

»Die Arbeit in der Landwirtschaft bedeutet eine Unabkömmlichstellung«, entgegnete sie. »Du kämpfst auf den Feldern statt an der Front.«

»Das weiß ich.« Christopher nickte energisch. »Aber trotzdem ...«

»Und an welche Waffengattung hast du gedacht?«

Er zuckte mit den Schultern, sodass sich seine mageren Schulterblätter an den Stoff seines Hemds drückten. »Wahrscheinlich die Armee. In einem Flugzeug würde ich keine fünf Minuten durchhalten, und auf einem Schiff nicht mal halb so lang. Ich werde nämlich seekrank.«

Louisa lachte, aber Christopher machte ein ernstes Gesicht. »Glaubst du, Onkel Ted würde sich aufregen?«

»Ich denke, er würde es verstehen«, antwortete Louisa vorsichtig, obwohl sie nicht sicher war, ob das der Wahrheit entsprach. Sie sah hinüber zu ihrem Mann, der neben seinem Rad kauerte und den Reifen abtastete. Er war zu weit weg, um ihr Gespräch zu hören.

»Und was ist mit dir?«

»Was meinst du?«

»Findest du, ich sollte mich melden?«

Louisa spürte ein leises Prickeln in ihrem Inneren, das sich fast so anfühlte wie Neid. »Ich kann dir nicht sagen, was du tun sollst, Chris.« Sie zupfte an einem Grashalm.

»Was würdest du tun?«, fragte er. »Wenn du an meiner Stelle wärst?«

Louisa dachte an das bezaubernde Dorf, in dem sie lebten, wo sich alle kannten. Sie dachte an ihre Freundinnen im Frauenverein, starke, tüchtige Frauen, die dafür sorgten, dass im Dorf alles rundlief. Sie dachte an die weiten Felder und sanften Hügel und an die Wälder, die sie so gern durchstreifte, und an ihren liebevoll gehegten Garten.

Und dann dachte sie an den letzten Krieg, als sie in Kew so schwer geschuftet hatte, dass sie jeden Abend eingeschlafen war, noch bevor ihr Kopf das Kissen berührte. Sie dachte an ihre Freundinnen Ivy und Win – die Kew Gardens Girls hatten sie sich genannt –, die sich gegenseitig unterstützten und füreinander da waren, wenn einmal etwas schiefging. Und sie dachte an ihre Zeit als Suffragette, als sie für das Wahlrecht und die gleiche Bezahlung für Frauen gekämpft und Dinge gemacht hatte, die sie sich nie im Leben zutraut hätte.

Christopher holte sie aus ihren Gedanken. »Was würdest du an meiner Stelle tun?«, fragte er wieder.

»Ich würde mich melden.«

»Dachte ich mir.«

Eine leise Furcht regte sich in Louisa. Sie hatte Christopher sehr gern, aber sie war nicht blind für seine Schwächen, und sie wusste, dass seine Behauptung, er wäre ein Tollpatsch, zutraf. Mit einem Gewehr in der Hand konnte sie sich ihn beim besten Willen nicht vorstellen. »Tu es nicht meinetwegen«, sagte sie schnell. »Und überstürze nichts, ja? Das ist eine schwerwiegende Entscheidung.«

Christopher biss sich auf die Unterlippe und sah auf einmal wie der kleine Junge aus, der er gewesen war, als Louisa und Teddy heirateten.

»Du wirst auf der Farm gebraucht«, fügte Louisa hinzu. »Ohne dich wären Mr und Mrs Oliver verloren.«

Christopher zuckte mit den Schultern. »Sie bekommen ein paar Frauen von der Women's Land Army.«

Louisa bezweifelte, dass diese Frauen, so tüchtig sie auch sein mochten, wie Christopher in der Lage wären, nach einem Blick auf das Erdreich zu erkennen, welche Pflanzen dort gedeihen würden und welche nicht, aber sie lächelte. »Tu, was du für richtig hältst«, riet sie ihm. »Niemand anders kann diese Entscheidung für dich treffen.«

Vor dem Cottage war Teddy mit dem Inspizieren der Reifen seines Rads fertig.

»Auf geht's zu meinen Evakuierten«, rief er ihnen fröhlich zu. »Lasst mir was vom Lunch übrig.«

Louisa winkte ihm zu. »Wird gemacht!«

»Er würde sich nicht zum Militärdienst melden«, sagte Christopher, als Teddy sich aufs Rad schwang, um das Cot-

tage herumfuhr und mit lautem Klingeln auf die Straße einbog.

»Nein.«

»Und er würde nicht wollen, dass ich es tue.«

»Nein.« Louisa fühlte sich nicht ganz wohl in ihrer Haut, als wäre es Teddy gegenüber nicht richtig, dieses Gespräch auch nur zu führen. Sie schwang ihre Beine zur Seite und erhob sich – ein bisschen mühsam. Schließlich war sie fast sechzig, und Frauen ihres Alters pflegten nicht wie Schulkinder im Gras zu hocken. »Na, dann kümmere ich mich mal ums Mittagessen.«

Christopher schaute auf seine Uhr, über deren Ziffernblatt ein dicker Kratzer lief. »So ein Mist! Ich sollte eigentlich ein bisschen Holz zusammensuchen, um oben auf der Farm den Zaun zu flicken«, sagte er. »Ich hab total vergessen, dass ich nur deshalb ins Dorf runtergekommen bin. Als ich Onkel Ted am Fenster stehen sah, hat er mir zugewinkt und mich auf eine Tasse Tee eingeladen, und auf einmal war jeder Gedanke an den Zaun wie weggeblasen.« Er schlug sich mit seiner großen Hand an die Stirn. »Ich muss sofort los.«

Er sprang wesentlich müheloser auf als Louisa und beugte sich vor, um ihr einen Kuss auf die Wange zu geben. »Danke ... Du hast mir wirklich geholfen.«

Damit flitzte er davon. Sie sah ihm nach und fragte sich, ob sie tatsächlich geholfen oder alles nur noch schlimmer gemacht hatte.



Kapitel 2

London, Sommer 1940

»Willst du, Daisy Dobson, diesen Mann ...«

Als der Pfarrer zu sprechen begann, schaute Daisy zu Rex. Wie gut er aussieht, dachte sie. Die blaue Uniformjacke betonte die Farbe seiner Augen, und sein Käppi saß ein bisschen schräg auf seinen Haaren. Er sah draufgängerisch aus, und das gefiel Daisy, denn das verwegene Aussehen und die Sommersprossen erinnerten viel mehr an den Jungen, in den sie sich Hals über Kopf verliebt hatte, als sie beide noch zur Schule gingen, als der erwachsene Mann, der er jetzt war. Plötzlich fiel ihr wieder der Tag ein, an dem sie beobachtet hatte, wie er seinen Lunch mit Scruffy Nev teilte, einem Jungen aus ihrer Klasse, der barfuß zur Schule kam, weil seine Eltern es sich nicht leisten konnten, ihm ein Paar Schuhe zu kaufen. Wie alle anderen besaß auch Rex' Familie damals nicht viel, trotzdem teilte er das wenige, das er hatte. Das war einer der Gründe, warum Daisy ihn so sehr liebte.

»Daisy?«, flüsterte Rex.

Sie blinzelte. Sie war so sehr darin vertieft gewesen, ihren zukünftigen Ehemann anzustarren, dass sie dem Pfarrer gar nicht mehr zugehört hatte. »Tut mir leid.« Sie musste grinsen. »Bin ich dran?«

Leises Gelächter erhob sich aus der Gemeinde. Daisy warf ihrer Mutter Ivy, die in der ersten Reihe saß, einen verstohlenen Blick zu. Ivy verdrehte gutmütig die Augen – wenigstens hoffte Daisy, dass es gutmütig gemeint war –, und Jim, Daisys Vater, zwinkerte ihr zu.

Strahlend vor Glück wandte Daisy ihre Aufmerksamkeit wieder Rex zu.

»Ich will«, sagte sie laut, und Rex warf triumphierend die Arme in die Höhe, als hätte er beim Cup-Finale das entscheidende Tor geschossen.

Diesmal wurde in der Kirche schallend gelacht, und sogar Reverend Osmond stimmte ein.

»Hiermit erkläre ich euch zu Mann und Frau«, verkündete er.

Rex riss Daisy in seine Arme und küsste sie so innig, dass sie weiche Knie bekam.

Hand in Hand schritten sie und ihr frischgebackener Ehemann den Mittelgang hinunter und winkten den Freunden und Verwandten zu, die gekommen waren, um ihnen Glück zu wünschen.

»Tut mir leid, dass es nicht der perfekte Hochzeitstag ist«, sagte Rex.

Daisy drückte seine Finger. »Es ist nicht so, wie wir es

normalerweise geplant hätten, aber der perfekte Hochzeitstag ist es trotzdem«, erwiderte sie. »Weil wir uns das Jawort gegeben haben.«

Als sie das Kirchenportal erreichten, blieben sie stehen. Rex rieb seine Nase an der von Daisy. »Du bist eine rührelige alte Tante, Daisy Dobson.«

»Daisy Cooper«, flüsterte sie. Sie sprach ihren neuen Namen zum ersten Mal aus und genoss das Gefühl. »Mrs Daisy Cooper.«

Rex strahlte und stieß die schwere Holztür auf, damit ihre Gäste und sie selbst in den kleinen Kirchhof hinaustreten konnten.

»Seid ihr bereit für ein Foto?«, fragte Daisys Vater.

Daisy seufzte. »Ich weiß nicht, ob ich überhaupt eins haben will. Es wird uns nur daran erinnern, wer nicht dabei war.«

Jim legte den Arm um seine Tochter. »Ich weiß, wie sehr du dir gewünscht hast, dass dein Bruder heute auch hier sein könnte.«

»Ich weiß, dass es nicht geht, aber es ist trotzdem ein komisches Gefühl, ohne Archie unsere Hochzeit zu feiern. Wenn wir gewartet hätten, wäre er vielleicht gerade auf Heimaturlaub gewesen.« Sie verzog das Gesicht. »Andererseits wäre dann Rex vielleicht nicht mehr da gewesen.«

»Ich bin froh, dass wir uns entschieden haben, heute zu heiraten, auch wenn es ein bisschen überstürzt war«, sagte Rex. »Wenn der Krieg vorbei ist, schmeißen wir eine Riesenparty, und Archie kann uns alle mit Geschichten über

seine Abenteuer bei der Armee langweilen, und Poppy kann eine richtige Brautjungfer sein ...«

»Herzlichen Dank!« Daisys jüngere Schwester hatte es sehr übel aufgenommen, dass keine Zeit geblieben war, ein neues Kleid für sie anfertigen zu lassen.

»Und vielleicht hat meine Mutter bis dahin aufgehört zu heulen«, raunte Rex Daisy ins Ohr. Tatsächlich schluchzte ihre neue Schwiegermutter unablässig in ihr Taschentuch. Daisy, die Rex' Eltern schon eine Ewigkeit kannte, hoffte, es wären Tränen der Rührung und nicht etwa der Trauer, weil sie Daisy insgeheim schon immer abgelehnt hatte.

»Und Teddy und Louisa können dann auch kommen«, fügte Ivy hinzu, während sie Daisys Schleier zurechtzupfte. »Und Bernie.«

Daisy grinste, als der Name ihrer Patentante fiel. »Wie ich Louisa kenne, steckt sie einen Flachmann ein.«

»Höchstwahrscheinlich«, sagte Ivy. »Na los, lasst uns ein Foto machen. Diesen Tag erlebt man nur einmal, und es ist wichtig, sich an ihn zu erinnern.«

Daisy, die an Rex' Arm hing und in die Kamera lächelte, konnte sich nicht vorstellen, dass sie den heutigen Tag je vergessen würde, auch wenn nicht alles perfekt war. Ihr Bruder fehlte unter den Gästen, und sie trug ein Kleid, das einmal ihrer Mutter gehört hatte und an ihre Figur angepasst und am Ausschnitt leicht verändert worden war, dazu den Brautschleier von Rex' Mutter. Ihre Schuhe waren zu eng, und sie wünschte sich, Louisa wäre hier, um ihr von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Brandy und weisen Rat-

schlagen zum Thema Eheleben zur Seite zu stehen. Aber Rex und sie konnten von Glück reden, dass es ihnen überhaupt gelungen war, ihre Hochzeit so kurzfristig anzusetzen.

Ihre Wangen spannten vom ständigen Lächeln, und sie konzentrierte sich auf das Gefühl, Rex' Arm auf ihren Schultern zu spüren, statt darüber zu grübeln, warum ihm so viel daran gelegen hatte, möglichst bald zu heiraten.

»Es ist möglich, dass ich nicht zurückkomme«, hatte er ernst gesagt. Er hatte seine Ausbildung bei der Royal Air Force beendet und würde demnächst als Navigator bei der Bomberstaffel anfangen. Daisy war einerseits sehr stolz auf ihn, andererseits ängstigte sie sich fast zu Tode. »Und falls mir etwas zustößt ...«

»Hör auf«, war sie ihm ins Wort gefallen. »Sprich es nicht aus!«

Aber Rex hatte sich nicht beirren lassen. »Falls mir etwas zustößt, möchte ich, dass du versorgt bist.«

Und deshalb hatte Daisy, die der Gedanke, Mrs Cooper zu werden, in einen Freudentaumel versetzte, zugestimmt.

Da nur eine Handvoll Gäste anwesend war, gab es keine große Feier. Stattdessen hatten Rex' Mutter und Ivy ihre Coupons für Butter und Zucker gehortet, um einen Kuchen zu backen und Sandwiches zu machen, und nach der Trauung sollte es zu Jims und Ivys kleinem Reihenhaus in Hackney gehen.

Daisy und Rex hatten kein eigenes Zuhause. Noch nicht. Wenn der Krieg vorbei war, wollten sie sich etwas suchen;

einstweilen würde Daisy bei ihren Eltern und Poppy bleiben. Es machte ihr nichts aus, im Gegenteil, es war ein gutes Gefühl, während Rex' Abwesenheit nicht allein zu sein.

Als die Fotos geschossen worden waren, machten sich alle auf den Weg zu den Dobsons. Zum Glück war das Wetter freundlich und warm, und sie konnten in den kleinen, aber wunderschönen Garten hinausgehen. Daisy schlenderte herum und begutachtete den Anderson-Luftschutzbunker, den ihr Vater und sie am Ende der Rasenfläche aufgestellt hatten. Er sieht gut aus, dachte sie. Sie wusste über diesen Unterstand bestens Bescheid, weil sie im Innenministerium gearbeitet und Tag für Tag Broschüren mit Anleitungen für den Aufbau des kleinen Bunkers verschickt hatte. Nicht dass irgendjemand die Dinger benutzte. Ihr Vater zum Beispiel lagerte darin Spaten, Hacken und altes Werkzeug.

Daisy setzte sich auf einen Liegestuhl, wobei sie einen Teller mit einem Stück Kuchen auf ihrem Knie balancierte, und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Genießend atmete sie den Duft der Blumen ein, von denen sie viele selbst gepflanzt hatte. Sie liebte Gartenarbeit genauso sehr wie ihre Eltern, die meist zu beschäftigt damit waren, Obst und Gemüse für den Verkauf anzubauen, um noch viel Zeit für Rosen und Geißblatt in ihrem privaten Garten zu haben.

Ich muss mich an diesen Moment erinnern, schärfte Daisy sich ein. Daran erinnern, wie sie hier im Garten

gegessen hatte, im Kreis ihrer Familie, Rex an ihrer Seite, während Bienen um die Blumen schwärmten und die Sonne schien. In diesem Augenblick war alles perfekt.

»Na, ist es ein schöner Tag für dich?«

Daisy blickte auf. Ihre Mutter stand neben ihr. Sie strahlte sie an. »Der schönste von allen«, sagte sie. »Ich habe mir gerade gedacht, dass ich mir all das hier ganz genau einprägen muss, damit es mir für immer in Erinnerung bleibt.«

Ivy setzte sich auf den Liegestuhl neben ihrem. »Das würde ich auch gern.« Sie lächelte ihre Tochter an. Wie hübsch sie doch ist, dachte Daisy. Welche Schwierigkeiten sie im Lauf der Jahre auch bewältigt haben mochte, ihrem Gesicht war nichts davon anzusehen. »Mir einen Moment nehmen, um an die guten Zeiten zurückzudenken.«

Zu ihrer Überraschung war Daisy auf einmal den Tränen nahe. »Ich habe Angst, dass ich nie wieder so glücklich sein werde wie jetzt«, flüsterte sie.

Ivy nahm ihre Hand und streichelte sie zärtlich. »Keiner von uns weiß, was hinter der nächsten Ecke wartet«, sagte sie. »Aber du tust das Richtige, wenn du im Hier und Jetzt lebst und den Augenblick genießt. Wir können uns glücklich schätzen, den heutigen Tag zu erleben.«

Daisy nickte. »Das ist wahr.« Sie schaute zu Rex, der sich gerade mit Jim und Poppy unterhielt. »Ich bin das glücklichste Mädchen in ganz London. Ich weiß bloß nicht, was ich machen soll, wenn er weg ist.«

Ivy schlug sich an die Stirn. »Da fällt mir was ein ... Ich hab heute doch diesen Brief bekommen ...«

Sie sprang auf, eilte ins Haus und kam gleich darauf mit einem weißen Umschlag in der Hand wieder heraus. »Ich habe ihn gelesen, aber ich möchte gern sichergehen, ob ich auch alles richtig verstanden habe. Kannst du mal einen Blick drauf werfen?«

»Klar«, erwiderte Daisy. Ihre Mutter war im Lesen und Schreiben nicht besonders sicher. Sie behauptete immer, die Buchstaben würden auf dem Papier hin und her rutschen. Es war ihr gar nicht lieb, wenn jemand davon erfuhr, und sie gab nur ungern zu, dass sie damit Schwierigkeiten hatte. Meistens bat sie Jim oder Daisy, ihr die Briefe, die an sie gerichtet waren, vorzulesen.

Daisy nahm den Umschlag, und Ivy setzte sich wieder hin.

»Worum geht es denn?«

»Schau's dir an.«

Daisy entfaltete den Briefbogen. »Von Kew Gardens«, stellte sie beeindruckt fest. Sie liebte es, wenn ihre Mutter von ihrer Zeit als Gärtnerin im letzten Krieg und von ihren Abenteuern als Suffragette erzählte.

Sie überflog das Schreiben. »Sie suchen Frauen für die Gartenarbeit«, rief sie begeistert. »Und sie wollen dich wieder dabeihaben. Oh Ma, das ist ja toll!«

Aber Ivy schüttelte den Kopf. »Geht nicht«, sagte sie. »Ich muss mich um die Gärtnerei und den Verkauf kümmern, und wir bauen sowieso schon mehr an als früher. Außerdem bin ich beim Women's Voluntary Service eingetreten, und da werde ich genug zu tun bekommen.

Und Poppy ist auch noch da. Ich weiß, sie bildet sich ein, erwachsen zu sein, aber das ist sie nicht. Sie braucht immer noch eine Mutter, die ein Auge auf sie hat.« Sie hielt inne. »Und weißt du, man kann nicht zurückkehren, stimmt's?« Sie klang nachdenklich. »Man muss nach vorn schauen, nicht zurück.«

Daisy war enttäuscht. »Dann machst du es also nicht?«

Ivy schüttelte wieder den Kopf. »Ist nichts für mich. Diesmal nicht.« Sie warf Daisy von der Seite einen Blick zu. »Aber ich denke, *du* könntest es machen.«

»Ich?«

»Warum nicht?«

»Ich bin keine Gärtnerin.«

»Das war ich auch nicht, als ich in Kew angefangen habe. Außerdem bist du mit einer Gartenschaufel in der Hand und Erde unter den Fingernägeln aufgewachsen. Wahrscheinlich weißt du mehr als alle anderen Gärtner zusammen.«

»Das glaube ich nicht.« Daisy verzog das Gesicht.

Ivy runzelte die Stirn. »Lass das, Daisy. Ständig machst du dich selber schlecht.«

Daisy verdrehte die Augen. »Außerdem hab ich eine Anstellung.«

»Eine langweilige.«

Daisy betrachtete den Brief, den sie immer noch in der Hand hielt. »Meinst du wirklich, ich könnte das schaffen?«

»Ich *weiß* es. Ich glaube, du wärest ein großer Gewinn für Kew.« Ivy grinste Daisy an. »Und vor allem glaube ich,

dass es dir guttun würde, da draußen an der frischen Luft zu arbeiten.«

Sie beugte sich vor und sah Daisy direkt an. »Gartenarbeit ist etwas Besonderes, genau wie du, weißt du. Man muss immer im Voraus planen, immer nach vorn schauen, dann vergehen die Tage wie im Flug.« Sie schaute zu Rex und Jim. »Das hilft, wenn du jemanden vermisst. Pläne für den nächsten Sommer zu machen oder darüber nachzudenken, was du während des Winters zu tun hast, macht dir bewusst, dass die Zeit vergeht.«

Daisy schenkte ihr ein kleines Lächeln. »Was ist aus dem Motto ›Lebe den Augenblick‹ geworden?«

»Lebe den Augenblick in Kew Gardens«, erwiderte Ivy.

»Was ist mit Kew Gardens?« Rex drehte sich zu ihnen um, und Daisy wurde warm ums Herz, als sie dem Blick ihres Manns begegnete.

»Man hat Ma vorgeschlagen, wieder in Kew zu arbeiten«, erklärte sie. Ihr Vater, der in der Nähe stand, nickte. Offenbar kannte er den Inhalt des Briefs. Wahrscheinlich haben Ivy und er das Ganze schon durchdiskutiert, dachte Daisy verärgert.

»Ich finde, Daisy sollte es machen«, warf Ivy ein. »Sie würde sich großartig dafür eignen.«

Rex wirkte sehr angetan. »Eine ausgezeichnete Idee. Du liebst es doch, dir im Garten zu schaffen zu machen, und du hast den sprichwörtlichen grünen Daumen.«

Daisy freute sich über sein Lob. »Findest du?«

»Allerdings.«

Wieder nickte Jim. »Rex hat recht, Daisy. Du hast wirklich den Dreh raus, wenn es um Pflanzen geht. Warum versuchst du es nicht einfach?«

Daisy biss sich auf die Lippe. Sie konnte nicht leugnen, dass der Gedanke, den ganzen Tag an der frischen Luft zu sein und in der Erde zu buddeln, verlockend war. Wesentlich verlockender, als in ihrem tristen Büro in Whitehall zu hocken und Anderson-Bauanleitungen in Umschläge zu stopfen. Aber sie musste großen Erwartungen gerecht werden. Ihre Eltern hatten beide in Kew gearbeitet, und ihre Mutter hatte anscheinend einen großen Eindruck hinterlassen, sonst hätte man sie wohl kaum gebeten wiederzukommen. Was, wenn sie selbst nicht gut genug war? Sie wollte niemanden enttäuschen.

Sie holte tief Luft und grinste ihre Eltern und Rex an. »Ich denke darüber nach«, sagte sie. »Okay, wer will noch was zu trinken? In der Küche stehen ein paar Flaschen Bier.«

Kapitel 3



London, Sommer 1940

Beth hielt sich im Allgemeinen für eine ruhige, besonnene Person, aber im Moment fühlte sie sich ganz und gar nicht so.

»Ich fürchte, die Antwort lautet Nein«, sagte ihr Vater kopfschüttelnd und schob das Antragsformular, das sie ihm gegeben hatte, zu ihr zurück. »Das kommt leider nicht infrage. Ich kann dir ein Studium an der medizinischen Hochschule nicht gestatten.«

Tief im Inneren hatte Beth gehaut, dass ihr Vater es ablehnen würde, aber die Worte so schonungslos auszusprechen, erschien ihr unnötig grausam. Zorn regte sich in ihr. Sie starrte ihren Vater aus schmalen Augen an und malte sich aus, über seinen Schreibtisch zu klettern, ihn am Kragen seines Jacketts zu packen – es war eine ganze Weile her, seit er bei der Arbeit einen weißen Kittel getragen hatte – und zu brüllen: »Das ist nicht fair!«

Aber natürlich tat sie nichts dergleichen. Stattdessen ballte sie ihre Hände hinter dem Rücken zu Fäusten und holte tief Luft.

»Ich verstehe es einfach nicht«, entgegnete sie, wobei sie sich bemühte, mit fester Stimme zu sprechen.

Ihr Vater nahm seine Brille ab und strich sich über den Nasenrücken. »Beth, Liebes, ich weiß aus bitterer Erfahrung, wie schwer der Beruf eines Arztes ist. Das ist kein Leben für eine Frau.«

Beth machte den Mund auf, um zu widersprechen, aber Dr. Sanderson war noch nicht fertig. »Das Metier des Mediziners ist anstrengend, und es kann brutal und verstörend und«, er stieß ein kurzes Lachen aus, »ziemlich unbarmherzig sein. Das ist eine Männerwelt.«

»Aber ...«

»Ich hatte weiß Gott schon genug Vorbehalte, als du Krankenschwester werden wolltest«, fiel ihr Vater ihr erneut ins Wort. »Auch wenn ich zugeben muss, dass du dich für das St. Catherine's als Gewinn erwiesen hast und wir im Moment alle Krankenschwestern brauchen, die wir kriegen können. Aber du bist einundzwanzig Jahre alt, Beth.«

»Na und?« Beth wusste, dass sie wie ein trotziges Schulmädchen klang, doch das war ihr egal. »Das ist nicht zu spät, um ein Medizinstudium zu beginnen. Außerdem habe ich durch meine Erfahrungen in der Krankenpflege einen Vorsprung, und wenn du mal einen Blick auf das Formular wirfst, wirst du sehen, dass dort steht ...«

»Das habe ich nicht gemeint.« Im Ton ihres Vaters schien

jetzt weniger Zorn als vielmehr Belustigung mitzuschwingen, was Beth noch mehr aufbrachte. »Ich habe gemeint, dass es an der Zeit wäre, eine eigene Familie zu gründen. Hast du eigentlich schon mit Paul über deine Pläne gesprochen?«

Beth starrte ihn ungläubig an. »Nein.« Sie besprach nie etwas mit Paul. Die meiste Zeit musste sie überhaupt nichts sagen, wenn sie mit ihm zusammen war. Er redete mehr als genug für sie beide. »Er hat damit nicht das Geringste zu tun.«

Ihr Vater seufzte. »Ich könnte mir vorstellen, dass er das anders sieht.«

»Daddy«, sagte Beth, nein, flehte sie. »Darf ich vielleicht das Formular hierlassen, damit du es in aller Ruhe durchlesen kannst?«

»Nein«, donnerte Dr. Sanderson. Beth zuckte zusammen. »Nein«, wiederholte er, diesmal leiser. »Das ist mein letztes Wort, Elizabeth.«

Er setzte seine Brille wieder auf, griff nach seinem Füller und wandte sich wieder dem Dokument zu, das auf seinem Schreibtisch lag. »Wenn du mich jetzt entschuldigen würdest, ich habe viel zu tun. Falls es dir entgangen sein sollte, wie befinden uns im Krieg.«

Beth hätte vor Zorn und Erbitterung schreien mögen. Sie war so wütend, dass ihr einen Moment lang schwindlig wurde und sie sich auf den Schreibtisch ihres Vaters stützen musste, als sie ihr Antragsformular aufhob. Dr. Sanderson blickte nicht auf. Beths Finger stießen auf etwas Kaltes,

Metallisches, und als sie nach unten schaute, sah sie, dass es das Namensschild ihres Vaters war. Mittlerweile steckte er es kaum noch an, da er als leitender Direktor des Krankenhauses nur selten die einzelnen Stationen aufsuchte. Und wenn er doch einmal dort war, wusste sowieso jeder, wer er war. Ohne zu überlegen, was sie tat, griff Beth nach dem kleinen Schild und ließ es in die Tasche ihres Schwesternkittels gleiten.

»Wir sehen uns zu Hause.« Der Blick ihres Vaters war noch immer auf die Papiere gerichtet, die vor ihm lagen. »Mach bitte die Tür hinter dir zu.«

Da war er wieder, dieser heiße Zorn, der in ihrem Inneren brodelte, dieselbe Hitze wie damals, als sie Weihnachtslieder singen ging und einen großen Schluck heiße Schokolade nahm, ohne zu ahnen, dass das Getränk mit Brandy versetzt war. Nur war die Wärme damals angenehm und tröstlich gewesen. Jetzt brannte sie mit einer Inbrunst in ihrem Inneren, die sie erschreckte.

Böse starrte sie auf den Scheitel ihres Vaters.

»Das ist noch nicht ausgestanden«, sagte sie.

Ihr Vater setzte schwungvoll seine Unterschrift auf das Papier, das er studiert hatte. »Die Tür, bitte, Schwester Sanderson.«

Beth würgte ein frustriertes Stöhnen hinunter, drehte sich um, marschierte hinaus und knallte die Tür hinter sich zu. Sie ignorierte die Sekretärin ihres Vaters, die wild auf die Tasten ihrer Schreibmaschine hämmerte und so tat, als hätte sie nicht gelauscht, und trat in den Korridor hinaus.

Dort warf sie einen Blick auf die kleine Taschenuhr, die sie an ihre Schwestertracht geheftet hatte – ein Geschenk ihrer Mutter zum erfolgreichen Abschluss ihrer Ausbildung. Wenigstens ein Elternteil war stolz auf sie. Sie hatte noch eine halbe Stunde Zeit, bevor sie ihren Dienst auf der Station antreten musste. Vielleicht sollte sie sich erst einmal ein bisschen beruhigen, bevor sie ihren Patienten gegenübertrat.

Sie steckte ihre Hand in die Kitteltasche und zog das Namensschild heraus. Dr. Sanderson stand darauf. Beth verdeckte mit einem Finger die Stelle, wo Direktor stand, und betrachtete es.

»Dr. Sanderson«, sagte sie laut. Es klang so viel mehr nach ihr als Schwester Sanderson. Obwohl sie zugeben musste, dass ihr auch dieser Titel gefiel. »Hallo«, wisperte sie. »Ich bin Dr. Sanderson.«

Ihr Zorn verrauchte und wich einer wahren Woge von Selbstmitleid. Sie wischte sich eine Träne von der Wange und steckte das Namensschild wieder ein. Liebe Güte, sie musste sich wirklich wieder in den Griff bekommen, bevor sie zu ihrer Station ging. Das Büro ihres Vaters befand sich – natürlich – im obersten Stockwerk des Gebäudes, und am Ende des Korridors gab es eine Tür, die aufs Dach führte. Seit Kriegsausbruch beobachteten Luftschutzwarte Nacht für Nacht, ob Bomben das Krankenhaus getroffen hatten und die Patienten in Gefahr waren. Bisher hatte es keine Angriffe gegeben.

Beth, die auf einmal ein starkes Bedürfnis nach frischer

Luft hatte, schob den Riegel der Tür zurück, trat hinaus und stieg die Metalltreppe zum Dach hinauf.

Draußen war es warm, und die Sonne schien hell vom Himmel. Beth musste ein paarmal blinzeln, bis sich ihre Augen auf das grelle Licht eingestellt hatten. Sie trat an den Rand des Flachdachs, der durch ein Geländer abgesichert war, und blickte auf London. Wenn ihre Stimmung besser gewesen wäre, hätte sie den Anblick genossen. Sie konnte meilenweit sehen und mit den Augen verfolgen, wie sich das im Sonnenlicht glitzernde Band der Themse durch die Stadt schlängelte. Aber statt zum Horizont zu schauen, zog sie erneut das Namensschild aus der Tasche und betrachtete es. War es etwa fair, dass man ihrem Vater erlaubt hatte, Medizin zu studieren? Nein, nicht nur erlaubt, er war dazu ermutigt worden. Angesporn. Sie nicht. Nur weil sie eine Frau war, was automatisch bedeutete, dass sie heiraten und Kinder kriegen und ihren Mann unterstützen würde. Sie dachte an Paul und stellte sich vor, wie es wohl wäre, jeden Abend neben ihm zu sitzen und sich anzuhören, wie er erzählte, was er tagsüber alles erledigt hatte, während sie ihm einen Drink machen und sagen durfte, wie toll er war. Bei der Vorstellung stöhnte sie vor Entsetzen auf. Das Geräusch hallte über das Dach, und sie fühlte sich sofort ein bisschen besser. Gleich noch einmal, dachte sie und schrie ihre Frustration in den Himmel über London hinaus.

»Ich will Ärztin werden!«, brüllte sie aus voller Kehle.
»Ich will als Doktor arbeiten!«

»Sie auch?«

Bestürzt, in einem derart privaten Moment ertappt worden zu sein, fuhr Beth herum. Hinter ihr stand ein Mann. Er war vielleicht zehn Jahre älter als sie, groß und schlank, mit einem leicht unsicheren Lächeln. Er trug einen weißen Kittel. Sein Haar war sehr kurz geschnitten, und seine Haut war dunkel.

»Was machen Sie hier?«, fragte sie brüsk. Sie war so erschrocken, dass sie ziemlich schroff klang. »Warum sind Sie hier oben?«

Diesmal lächelte der Mann richtig, und in seiner linken Wange tauchte ein Grübchen auf. »Ich bin hergekommen, um etwas in den Himmel hinauszuschreien.« Er sprach mit einem Akzent, den Beth nicht einordnen konnte. »Aber ich schätze, ich muss warten, bis ich an der Reihe bin.«

Belustigt und längst nicht mehr so verlegen wie noch vor einer Minute, machte Beth einen Schritt zur Seite. »Nur zu«, sagte sie.

Der Mann trat ans Geländer, packte es mit beiden Händen und schrie: »Ich will als Arzt arbeiten!«, so laut, dass ein paar Tauben aufschrakten und in die Luft flatterten.

Beth beobachtete den Mann interessiert. »Besser?«, fragte sie.

»Viel besser.«

Der Mann setzte sich aufs Dach und lehnte sich mit dem Rücken ans Geländer. Beth wusste, dass sie allmählich auf ihre Station gehen sollte, um ihre Schicht anzutreten, aber dieser Mann mit seinem seltsamen Akzent faszinierte sie.

»Sie tragen einen weißen Kittel«, sagte sie und setzte sich

neben ihn. »Aber Sie sind kein Doktor, also kein Mediziner, meine ich?«

»Ich arbeite in der Apotheke.«

»Sie sind Pharmazeut?«

»Nein«, entgegnete der Mann mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich bin Arzt.«

»Aber Sie haben doch gerade gesagt ...«

Der Mann seufzte. »In meiner Heimat, in Jamaika.« Jetzt wusste Beth, woher sein Akzent kam. »Dort bin ich Kardiologe.«

»Nicht schlecht.« Beth hatte in letzter Zeit eine Menge Fachliteratur über Herzerkrankungen gelesen. »Und hier?«

»Habe ich mich von Patienten fernzuhalten.«

»Warum?«

»Weil manche von ihnen nicht von jemandem behandelt werden wollen, der so aussieht wie ich«, erwiderte der Mann bitter. »Ein, zwei Leute haben sich beschwert. Deshalb muss ich jetzt stattdessen in der Apotheke arbeiten.«

»Können Sie nicht nach Jamaika zurückgehen?«

Der Mann schnaubte. »Ich wünschte, ich könnte ... Man hat mich wegen meiner Kenntnisse eines neuen Herzmedikaments gebeten, nach London zu kommen. Also kam ich her und gab mein Wissen weiter, und dann brach der Krieg aus, und jetzt sitze ich hier fest, weil es nicht sicher ist, den Atlantik zu überqueren. Und bloß weil dieser Schwachkopf Sanderson mich nicht praktizieren lässt, bleiben meine Fähigkeiten ungenutzt, und das zu einer Zeit, wo ich wirklich von Nutzen sein könnte.«

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Entschuldigung, ich bin sehr unhöflich.« Er streckte seine Hand aus. »Dr. Gus Campbell.«

Beth schüttelte seine Hand und lächelte. »Beth«, sagte sie. »Beth Sanderson.«

Dr. Campbell blieb der Mund offen stehen. »Sanderson?«, hauchte er. »Sind Sie ...?«

»Die Tochter des Schwachkopfs? Ja.«

Dr. Campbell sprang auf. »Tut mir schrecklich leid! Entschuldigen Sie bitte, dass ich das gesagt habe. Ich habe einfach ein bisschen Dampf abgelassen. War nicht so gemeint.«

Auch Beth stand auf. »Es muss Ihnen nicht leidtun. Ist total in Ordnung, ehrlich. Ich weiß, wie er ist.« Sie grinste. »Was glauben Sie, warum ich hier oben bin?«

Dr. Campbell erwiderte ihr Lächeln. Beth gefiel es, wie sich kleine Fältchen um seine Augen bildeten, wenn er grinste. »Weil Sie Ärztin werden wollen?«

»Und was glauben Sie, wer mich daran hindert?«

»Der Schwachkopf?«

»Genau der.« Beth lachte. Nun, da sie jemanden kennengelernt hatte, der Verständnis für ihre Lage hatte, schien alles nicht mehr ganz so schlimm. »Ich will mich bei der Medizinischen Fakultät bewerben.«

»Sehr gut.«

Beth seufzte. »Es ist ein erster Schritt. Es gibt nur wenige Universitäten, die Frauen aufnehmen, und diejenigen, die das tun, verlangen das Einverständnis des Vaters. Und das will mir mein Vater nicht geben.«

»Genauso wie ich seine Erlaubnis brauche, um in den Krankenstationen zu arbeiten«, sagte Dr. Campbell. Er sah sie an. »Was machen Sie jetzt?«

Beth breitete ihre Arme aus. »Keine Ahnung«, gestand sie. »Weiter Kranke pflegen, weiter medizinische Fachbücher lesen. Mich im nächsten Jahr noch einmal bewerben und hoffen, dass mein Vater inzwischen seine Meinung ändert, wer weiß? Und Sie, Dr. Campbell? Was werden Sie tun?«

»Nennen Sie mich Gus.«

»Gus.«

Er grinste wieder. »Ich hab eine Idee«, sagte er. Er langte in die Tasche seines weißen Kittels und zog einen Zeitungsausschnitt hervor. »Kew Gardens.«

Beth machte ein verblüfftes Gesicht. »Was ist damit?«

»Dort wird gerade ein Expertenteam zur Erforschung pflanzlicher Medikamente ins Leben gerufen, das Vegetable Drugs Committee«, antwortete Gus und hielt den Ausschnitt hoch. »Mittel, die in Großbritannien hergestellt werden können, statt aus Übersee importiert zu werden. Anscheinend bin ich nicht der Einzige, der nicht den Atlantik überqueren kann.«

Jetzt war Beths Interesse geweckt. Sie nahm den Artikel und überflog ihn. »Und in Kew werden also Leute für diese Forschungsgruppe gesucht? Botaniker?«

»Nicht nur.« Gus beugte sich über ihre Schulter und zeigte auf einen Absatz weiter unten auf dem Stück Papier. Er roch nach Seife. »Auch Ärzte. Kardiologen.«

»Haben Sie sich beworben? Nachdem Sie auch Kenntnisse in Pharmazie haben, wären Sie perfekt geeignet.«

»Heute Morgen.«

»Großartig!«

»Sie sollten sich auch bewerben.«

Beth runzelte die Stirn. »Ich bin Krankenschwester, keine Ärztin.«

»Auch Krankenschwestern verfügen über wertvolles Wissen«, sagte Gus.

Beth war ein wenig beschämt. Sie nickte. »Das ist wahr.«

»Das würde sich nächstes Jahr auf Ihrer Bewerbung sicher gut machen«, fügte Gus hinzu.

»Stimmt.« Beth lächelte. »Und es würde meinen Vater so richtig ärgern.«

Gus lachte laut auf. »Behalten Sie den Artikel. Und lassen Sie mich wissen, wie Sie sich entscheiden. Sie finden mich in der Apotheke.«

»Das mache ich.« Beth stopfte das Stückchen Papier in ihre Tasche zum Namensschild ihres Vaters. »Vielleicht sehe ich Sie mal wieder hier oben. Wenn Ihnen danach ist, etwas laut in den Himmel hinauszuschreien.«

»Vielleicht«, sagte Gus.

Beth schaute ihm nach, als er über das Dach ging und durch die Tür verschwand, die ins Krankenhaus führte. Dann folgte sie ihm. Ihre Hand steckte in der Kitteltasche und strich leicht über den Zeitungsartikel, den er ihr gegeben hatte.



Kapitel 4

Kent, Sommer 1940

Louisa fühlte sich rastlos. Sie war mit Kopfschmerzen aufgewacht, weil sie schlecht geschlafen hatte, und nicht einmal das Glas frisch gekochter Erdbeermarmelade, das eine ihrer Freundinnen vom Frauenverein auf ihre Türschwelle gestellt hatte, konnte ihre Stimmung am Frühstückstisch heben.

Das Gespräch mit Christopher ging ihr nicht aus dem Kopf, und sie hatte mehr als einmal daran gedacht, Teddy gegenüber zu erwähnen, dass sein Neffe mit dem Gedanken spielte, sich zum Militärdienst zu melden. Ganz bei-läufig zu bemerken, was Christopher gesagt hatte und dass sie davon ausgegangen wäre, er hätte sich auch mit Teddy darüber unterhalten.

Aber nein, Teddy war kein Dummkopf. Er würde sofort merken, dass Louisa ihm etwas vormachte. Schließlich war etwas so Schwerwiegendes wie die Möglichkeit, Christo-

pher könne in den Krieg ziehen, keine Bagatelle. Und nun, da die Unterhaltung mit seinem Neffen schon Tage zurücklag und sie das Thema ihrem Mann gegenüber immer noch nicht zur Sprache gebracht hatte, überkam sie mehr und mehr das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben.

Und dennoch ...

Sie konnte nicht anders, sie fand, wenn Christopher sich melden wollte, dann sollte er es auch tun. Louisa war anfangs eine glühende Befürworterin des letzten Kriegs gewesen, eine leidenschaftliche Patriotin und felsenfest davon überzeugt, dass jeder Einzelne seinen Beitrag für König und Vaterland leisten sollte. Aber gegen Ende des Kriegs hatte sie alles mit anderen Augen gesehen, und ihr Stolz auf Großbritannien war leicht angeschlagen gewesen.

Diesmal jedoch ging es nicht nur um Patriotismus, sondern darum, Adolf Hitler aufzuhalten. Wenn sie könnte, würde sie, so wahr ihr Gott helfe, selbst zur Waffe greifen und diesen Kerl abknallen.

Und da lag der Hund begraben, wie es so schön hieß. Louisa konnte kein Gewehr in die Hand nehmen und Hitler erschießen. Sie war eine alte Frau. Alt und verbraucht und nutzlos. Und sie kannte sich gut genug, um zu wissen, dass sie Christopher genau aus diesem Grund ermutigt hatte, und bei diesem Gedanken wurde ihr noch elender.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Sie konnte hören, wie sich Teddy in der Küche zu schaffen machte und Brot röstete. Die Hintertür stand offen, und die Morgensonne schien durch die Fenster. Von dort, wo sie auf der Terrasse

saß, in der Hand eine Tasse Tee, konnte sie ihren perfekten Rasen sehen, der in einer Vielfalt von Grüntönen schimmerte, und die Blumenrabatten, ein wahres Farbenmeer, das Hunderte Bienen und Schmetterlinge anlockte.

Trotzdem war sie ziemlich schlechter Laune.

Sie stand auf und ging ins Haus, um die Zeitung vom Vortag zu holen, und hatte sich gerade wieder hingesetzt, als Teddy mit dem Toastständer und der aktuellen Tageszeitung unter dem Arm erschien.

Louisa bedeutete ihm, sich zuerst Toast zu nehmen, schlug die Zeitung auf und schüttelte sie leicht gereizt, bis sie die richtige Seite gefunden hatte.

Wieder starrte sie den Artikel auf der oberen Hälfte der Seite an. Sie hatte ihn bereits zweimal gelesen. Aber es konnte nicht schaden, ihn noch einmal zu überfliegen.

»Stimmt was nicht?«, erkundigte Teddy sich milde. Ein amüsiertes Lächeln lag in seinen Augen. Louisa warf ihm über den kleinen Gartentisch hinweg einen strengen Blick zu.

»Nein«, sagte sie.

Eine Pause entstand. Teddy bestrich seinen Toast mit der Erdbeermarmelade und musterte stirnrunzelnd die Zeitung, die immer noch zusammengefaltet neben seinem Teller auf dem Tisch lag.

»Liest du die Zeitung von gestern?«

Louisa ignorierte die Frage. »Die Kew Gardens öffnen wieder«, entgegnete sie mit einem Seufzer.

»Das ist doch gut, oder?«

»Ist es.«

»Aber es ärgert dich, weil ...?«

Louisa faltete die Zeitung in der Hälfte zusammen und warf sie ihm zu. »Weil sie weibliche Arbeitskräfte rekrutieren.«

Teddy las auf seine langsame, bedächtige Art den Artikel, nickte ein, zwei Mal und blickte schließlich auf.

»Liebling, ich fürchte, du kannst nicht ...«

»Ich weiß«, jammerte Louisa. »Ich bin inzwischen zu alt, um mich nützlich machen zu können.«

Teddy beugte sich vor und drückte ihre Hand. »Das stimmt nicht. Du hast jetzt andere Fähigkeiten zu bieten.«

»Ich habe die Zeit in Kew geliebt«, sagte Louisa mehr zu sich selbst als zu Teddy. »Teil von etwas zu sein, das größer ist als ich. Etwas dazu beizutragen, um die Gärten am Leben zu erhalten, während die Männer an der Front waren. Ivy und Bernie kennenzulernen – und natürlich Win.«

Einen kurzen Moment herrschte Schweigen, als Teddy und sie liebevoll an Win dachten, die vor Kriegsausbruch gestorben war. Gott sei Dank, dachte Louisa. Eine weitere kriegerische Auseinandersetzung ihres Landes hätte sie nur schwer verkraftet.

»Aber jetzt bin ich eine alte Frau – viel älter, als Win damals war –, und man würde mich sowieso nicht nehmen.« Sie verzog das Gesicht. »Ich fände es einfach toll, wieder das Gefühl zu haben, gebraucht zu werden.«

»Du wirst gebraucht, Liebling.«

Louisa runzelte verärgert die Stirn. »Ja, um Blumen für den Gottesdienst zu arrangieren.«

»Du bist irgendwie aus dem Gleichgewicht, seit wir neu-lich diese Flugzeuge beobachtet haben«, stellte Teddy fest.

»Darum geht es nicht«, schwindelte Louisa. Zum Teil stimmte es. Es lag nicht an den Flugzeugen, Christopher oder Kew Gardens. Es war alles zusammen, das ganze Paket. »Ich fühle mich einfach wie eine ältliche Dame, die zu wenig zu tun hat und in diesem Krieg nicht ihren Bei-trag leisten kann.« Sie stöhnte. »Ich weiß, ich bin kindisch, aber ich wünschte so sehr, ich könnte irgendetwas tun.«

»Du könntest mir helfen«, schlug Teddy vor, während er sich noch eine Scheibe Toast nahm. »Diese Marmelade ist ein Gedicht. Ich könnte wirklich noch ein Paar helfende Hände brauchen.«

»Bei deinen Evakuierten?« Teddy war für die bunt zusam-mengewürfelte Kinderschar verantwortlich, die in den ers-ten Kriegstagen blass und verängstigt bei ihnen gelandet war. Wie sich bald herausstellte, erwies sich die Aufgabe, mit den Problemen, Fragen, Sorgen und Ängsten der Kin-der umzugehen – von den Anfragen oder Beschwerden aus ihren neuen Unterbringungen ganz zu schweigen – und noch dazu jeden Einzelnen von ihnen im Auge zu behalten, fast als Vollzeitbeschäftigung.

»Viele von ihnen wollen nach Hause.«

»Wären sie dort denn in Sicherheit?«

Teddy schüttelte den Kopf. »Eher nicht, glaube ich. Nicht nach Dünkirchen und allem, was momentan in

Frankreich vorgeht. Ich könnte es nicht ertragen, diese Kinder auf dem Gewissen zu haben.«

Louisa wurde von einem derart überwältigenden Schuldgefühl befallen, dass sie einen Moment lang die Augen schließen musste. Er war so ein guter Mensch, ihr Teddy. Es war nicht leicht für ihn gewesen, neuerlich mit einem Krieg konfrontiert zu werden, aber er arbeitete hart für diese Kinder. Und was tat sie? Sie versuchte, seinen Lieblingsneffen in den Krieg zu schicken. Sie nahm einen Schluck Tee, um ihr Unbehagen zu überspielen, und schaffte es mit ein wenig Mühe, ihrem Mann zuliebe ein Lächeln aufzusetzen.

»Ich helfe dir gern, Liebling«, sagte sie. Vielleicht würde sie sich nicht mehr so miserabel fühlen, wenn sie Teddy bei seiner Arbeit unterstützte. Und wer weiß, dachte sie, möglicherweise hatte Christopher ja doch beschlossen, sich nicht zu melden – immerhin war er als Farmarbeiter vom Kriegsdienst befreit. Vielleicht hatte er seine Meinung geändert.

Statt den Vormittag im Garten zu verbringen, begleitete Louisa Teddy ins Büro. Sie war froh über die Ablenkung, und eigentlich machte es ihr sogar Spaß. Sie mochte Kinder, und es hatte sie immer bekümmert, dass sie nie selbst ein Kind bekommen hatte. Reg, ihr erster Ehemann, war gewalttätig gewesen und hatte sie in ihrer Schwangerschaft so brutal verprügelt, dass sie das Kind verlor. Irgendwann hatte Reg bereut, was er getan hatte, und ihr geschrieben, wie leid es ihm täte. Und als er kurz nach dem letzten Krieg, nach jahrelangem Alkoholkonsum körperlich am Ende,

starb, war Louisa zu seiner Beerdigung gegangen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sie hatte ihr Leben fortgeführt und Teddy geheiratet, der hundert von Regs Sorte wert war, aber der kleine Rest Trauer in ihrem Inneren um ihr verlorenes Kind blieb. Wie auch immer, sie hatte viele Neffen und Nichten, die sie innig liebte, und natürlich Christopher und auch Ivy und Jim und deren Kinder, und jetzt würden eben noch die Evakuierten dazukommen.

»Hier gibt's jede Menge Papierkram«, warnte Teddy sie und schwenkte einen Stoß Briefe von Müttern, die sich danach sehnten, ihre Kinder wieder bei sich zu haben. Louisa zuckte zusammen, und Teddy grinste. »Du kannst dir aussuchen, ob du die hier beantworten oder dich lieber mit denen befassen willst.« Er hob einen weiteren Stoß Briefe hoch.

»Worum geht es da?«, fragte Louisa argwöhnisch.

»Beschwerden von Leuten, die Unterkunft gewähren.«

Louisa stöhnte. »Ich nehme die Beschwerden.«

Mit einem breiten Lächeln und sichtlich erleichtert reichte Teddy ihr die Briefe. Und so verbrachte Louisa den Vormittag damit, durchs Dorf zu radeln und die Familien aufzusuchen, bei denen man die evakuierten Kinder untergebracht hatte. Sie beschwichtigte Hausfrauen, die mit den Nerven fertig waren, tröstete traurige Kinder und schlug Lösungen für etliche Probleme vor.

Bei ihrem letzten Besuch – es ging um ein kleines Mädchen namens Julia – war das Kind nirgendwo zu sehen.

»Sie isst nicht«, sagte Mrs Stevenson, die Dame des Hau-

ses, mit gesenkter Stimme. »Und sie spricht kaum ein Wort. Sie ist so klein und so still und sehr, sehr unglücklich. Sie vermisst ihre Mutter schrecklich, und ich möchte doch nur, dass sie sich wohlfühlt.«

»Wo ist sie jetzt?«, fragte Louisa, dankbar, dass Julia bei den Stevensons gelandet war und nicht bei einer der robusten Bauernfamilien, die vielleicht weniger sensibel reagiert hätten.

»Im Garten. Sollen wir zu ihr gehen?«

»Bitte.«

Mrs Stevenson führte Louisa an der Seite des Hauses vorbei in einen hübschen Garten. Louisa begutachtete beifällig die Blumenrabatten und die Obstbäume und deutete mit einer Kopfbewegung auf den Bienenkorb.

»Bienen?«

»Oh ja. Ich habe sie schon seit Jahren.«

»Ich habe auch mit dem Gedanken gespielt, mir einen Bienenstock zuzulegen. Ich hatte schon immer eine Schwäche für Bienen.«

»Ich helfe gern, wenn Sie wollen.«

Louisa nickte, und die Frau plauderte weiter, ganz, als hätte sie das kleine Mädchen, das auf einem Fleck Erde kauerte, gar nicht bemerkt. Sie buddelte mit bloßen Händen im Erdreich und strich dann sorgfältig den Boden glatt.

»Wissen Sie, wer ihr die Samen gegeben hat, die sie da gerade einsetzt?«, fragte Mrs Stevenson leise, während sie so tat, als würde sie Louisa einen der Apfelbäume zeigen.

»Nein. Wer war es?« Es interessierte Louisa tatsächlich,

wer dieses stille Kind angeregt hatte, mit beiden Händen in der Erde zu buddeln. Genau dasselbe hätte sie auch getan.

»Ihr Christopher«, sagte Mrs Stevenson.

»Ach, wie nett von ihm!« Louisa war erfreut, aber keineswegs überrascht.

»Ich war mir nicht sicher, ob Julia darauf eingehen würde, aber es ist das Einzige, woran sie bisher Freude gezeigt hat.«

»Pflanzen einzusetzen ist sehr heilsam.«

»Das finde ich auch.« Mrs Stevenson lächelte.

»Wenn die Kleine gern draußen ist, könnten wir sie vielleicht dazu bringen, Gemüse anzubauen, was meinen Sie?« Louisa sah sie nachdenklich an. »Mag sein, dass sie dann mehr isst. Und sie könnte Ihnen bei Ihrem Honig helfen. Nicht beim Einsammeln, versteht sich, aber vielleicht beim Abfüllen in Gläser?«

Mrs Stevenson nickte. »Einen Versuch ist es wert.« Sie wandte sich zu dem kleinen Mädchen und rief ihr zu: »Julia? Das hier ist Mrs Armitage.«

Das Mädchen sah Louisa aus großen Augen an, sagte aber kein Wort.

Louisa kauerte sich neben sie. »Was hast du denn da gepflanzt?«

»Sonnenblumen.«

»Als ich in London lebte, habe ich im Souterrain gewohnt«, erzählte Louisa. »Weißt du, was das ist?«

Julia warf ihr einen herablassenden Blick zu. »Klar weiß ich das. Unten im Keller.«

»Ich habe Sonnenblumen in einem Topf gezogen, und

sie wuchsen so hoch, dass ihre Köpfe durch das Geländer lugten und ich sie immer sehen konnte, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam.«

»In London?«, fragte Julia. »Ich wusste nicht, dass man in London was pflanzen kann.«

»Hier ist es natürlich viel leichter, Samen einzupflanzen«, sagte Louisa. Sie hätte sich ohrfeigen können, weil sie London überhaupt erwähnt hatte. »Auf dem Land wächst alles ganz toll.« Sie berührte zart den Rücken des Mädchens. »Würdest du gern mehr Sachen anbauen?«

»Was denn?«

»Kartoffeln? Karotten?«, schlug Louisa vor. »Erdbeeren?«

Julia lächelte. »Alles Sachen zum Essen.«

»Ja, und wenn es reif ist, kannst du es essen.« Louisa lächelte. »Lebensmittel, die man selbst anbaut, schmecken immer besser als alles, was man im Laden kaufen kann.«

»Wirklich?«

»Wirklich.«

Mrs Stevenson räusperte sich. »Ich muss Honig einsammeln«, sagte sie. »Möchtest du mir nicht helfen, Julia?«

»Stechen mich die Bienen auch nicht?«

»Du kannst drinnen bleiben, während ich die Wabe aus dem Bienenstock nehme, dann können die Bienen dir nichts tun, und hinterher holen wir zusammen den Honig aus der Wabe.«

»Stört es die Bienen nicht, wenn wir ihnen den Honig wegnehmen?«

»Kein bisschen«, versicherte Mrs Stevenson ihr.

Julia dachte kurz nach, nickte und stand auf.

»Und ich bringe dir morgen noch etwas zum Einpflanzen mit, wenn du willst«, sagte Louisa, während sie überlegte, welche Gemüsesorten aus ihrem Garten geeignet wären.

»Ja, gern.« Julia grinste und zeigte dabei ihre Zahnlücken. Louisa wurde bei diesem Lächeln warm ums Herz, und sie ertappte sich bei der inbrünstigen Hoffnung, dieses kleine Mädchen möge wieder froh und glücklich werden.

Während Julia und Mrs Stevenson fröhlich zu den Bienenstöcken liefen, stieg Louisa auf ihr Fahrrad und radelte, so schnell sie konnte, nach Hause. Ihr Gespräch mit Mrs Stevenson über die heilende Wirkung von Gartenarbeit hatte ihr etwas in Erinnerung gerufen, und jetzt war sie gespannt, ob sie finden würde, was ihr eingefallen war.

Sie flitzte um die Ecke und den Gartenweg hinauf und sprang vom Rad. Ihr Herz schlug fast beängstigend schnell, wie sie sich selbst eingestehen musste, und sie musste erst einmal wieder zu Atem zu kommen, bevor sie nach der Zeitung vom Vortag griff. Sie blätterte die Seiten durch, bis sie den Artikel über Kew Gardens gefunden hatte, und ließ sich dann in einen Sessel am Fenster sinken, um ihn zum x-ten Mal zu lesen.

Und da stand es, ganz am Ende des Artikels, die Erwähnung, dass ein Expertenteam zur Erforschung des medizinischen Nutzens von Pflanzen gegründet werden sollte.

»Heilend«, murmelte Louisa vor sich hin. Ihr Herz schlug zum Glück wieder normal.

Die Forscher wollten es sich zur Aufgabe machen, Alternativen für importierte Medikamente zu finden, las Louisa, und Pflanzen untersuchen, die in England wuchsen. Man hoffte, die Bürger Großbritanniens anzuregen, bestimmte Pflanzen selbst anzubauen und zu sammeln.

Louisa schaute einen Moment durch das Fenster auf ihren Garten hinaus. Dann stand sie auf, ging nach draußen vors Haus und betrachtete die Hecken.

»Heilend«, sagte sie wieder.

Zwei Frauen auf der Straße winkten ihr im Vorbeigehen zu. Louisa winkte zurück. Die beiden waren Freundinnen vom Frauenverein. Eine von ihnen blieb stehen, um Louisas Pfingstrosen zu bewundern. Louisa beobachtete sie lächelnd, während sich in ihrem Kopf die Gedanken überschlugen.

Sie fuhr mit einem Finger über die Bücher in dem Regal neben dem Kamin, bis sie gefunden hatte, was sie suchte, ein zerlesenes gebundenes Buch mit zerfleddertem Einband: *Heilpflanzen in Großbritannien*. Sie hatte es vor ein paar Jahren für einen halben Penny bei einem Kirchenbasar gekauft und bisher noch keinen Blick hineingeworfen. Aber jetzt war sie froh, dass sie es hatte. Sie setzte sich wieder hin und schlug das Buch auf. Sie hatte eine großartige Idee.



Kapitel 5

London, Juni 1940

Im Bahnhof St. Pancras wimmelte es von uniformierten Männern – ein Meer von Kaki und Blau. Es war heiß und laut und die Luft voller Qualm. Der absolut schlimmste Ort in London, um einander Lebewohl zu sagen, dachte Daisy. Sie hielt Rex' Hand fest umklammert, als sie sich durch die Menge zwängten, um ihn in dem Gedränge nicht zu verlieren. Sie konnte immer noch nicht fassen, dass es so weit war, dass sie sich gleich von ihm verabschieden müsste, ohne zu wissen, wann sie ihn wiedersehen würde. Oder ob sie ihn überhaupt wiedersehen würde. Sie unterdrückte ein Schluchzen – Rex zuliebe musste sie tapfer sein. Er durfte nicht sehen, wie viel Angst sie um ihn hatte.

Hinter dem Fahrkartenschalter blieb Rex stehen und drehte sich zu Daisy um.

»Das sind meine Leute.« Er deutete mit dem Kopf auf eine Gruppe von Angehörigen der Luftwaffe. Er versuchte

zu lächeln, schaffte es aber nicht ganz. Daisy versuchte es nicht einmal. Sie schob ihren Arm unter seinen, spürte den rauhen Stoff seiner Uniform auf ihrer Haut und konzentrierte sich darauf, alles an ihm intensiv wahrzunehmen – die Wärme seines Körpers, den Geruch seines Haarwassers, die Glätte seiner frisch rasierten Wange, die an ihrer ruhte.

»Dann gehe ich jetzt mal«, sagte Rex. »Und ich werde mich nicht umdrehen, denn wenn ich das tue, schaffe ich es nicht.«

»Dann lass es einfach«, erwiderte Daisy heftig. »Geh nicht! Bleib hier bei mir!«

Rex drückte sie an sich. »Du weißt, dass ich das nicht kann.«

»Ich weiß, ich weiß. Du musst deine Pflicht tun.«

»Genau. Das wäre das eine.« Rex zwinkerte ihr verschmitzt zu. »Zum anderen steht da drüben dieser grässliche Frank Fletcher aus meiner alten Schule, und du weißt, dass er mir ständig damit in den Ohren liegen würde, wenn ich jetzt versuche, mich zu drücken. Er redet heute noch davon, dass ich es bei einem Fußballturnier nicht geschafft habe, den Ball ins leere Tor zu schießen.«

Daisy musste unwillkürlich kichern. »Ist er auch bei der Royal Air Force?«, fragte sie. Sie war ungeheuer stolz gewesen, als Rex sich bei der Luftwaffe gemeldet hatte. Die Auswahl war sehr streng gewesen, aber er hatte es geschafft.

Rex verzog das Gesicht. »Allerdings. Als Mechaniker.«

»Dann wirst du ihn nie zu Gesicht bekommen«, tröstete Daisy ihn. »Du wirst hoch oben in den Wolken sein, weit

weg von ihm.« Plötzlich wurde ihr erneut bewusst, wie entsetzlich dieser Moment des Abschieds war. Sie klammerte sich an Rex. »Ich ertrage es nicht!«

Er küsste sie zärtlich. »Ich auch nicht.«

»Ich werde dir jeden Tag schreiben.«

»Und ich werde jeden Tag antworten.«

Ein paar Minuten hielten sie sich eng umschlungen, dann erinnerte sie das Schrillen der Zugpfeife daran, wo sie waren. Langsam und widerstrebend ließen sie einander los. Rex wandte leicht den Kopf, und Daisy konnte sehen, dass seine Augen feucht glänzten und er sie sich unauffällig rieb. Sie tat dasselbe, dann setzte sie unter Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft für ihren Mann ein strahlendes Lächeln auf.

»Leb wohl, mein Liebling!«

»Ich bin froh, dass wir geheiratet haben«, sagte Rex, während er seine Kappe aufsetzte und scherzhaft vor ihr salutierte. »Verdammt froh.«

»Ich auch«, erwiderte Daisy. »Es war der schönste Tag in meinem Leben.«

Rex hievte seinen Rucksack über die Schulter und warf ihr eine Kusshand zu. »Ich liebe dich, Mrs Cooper.«

»Ich liebe dich auch, Mr Cooper.«

Wieder tippte er an sein Käppi und drehte sich um. Gleich darauf war er verschwunden, verschluckt von der Masse der Männer, die alle die gleichen Uniformen trugen.

Daisy starrte noch ein paar Minuten in seine Richtung und versuchte, Rex auszumachen, aber es gelang ihr nicht. Jetzt war er nur noch einer von vielen. Einer, der für die Ver-

teidigung ihres Vaterlandes kämpfte. Sie spürte, dass ihr Tränen über die Wangen liefen, und mit gesenktem Kopf, damit niemand ihr verschmiertes Make-up sah, eilte sie durch den Bahnhof, um in den Bus zurück zu ihrem Büro zu steigen.

Wenn Daisy erzählte, dass sie im Innenministerium arbeitete, klang das immer furchtbar wichtig. Aber im Allgemeinen verbrachte sie ihre Tage damit, Anleitungen für den Bau von Anderson-Luftschutzbunkern in Briefumschläge zu stecken und an diverse Gemeinden zu verschicken. Manchmal musste sie ans Telefon gehen und notieren, wie viele Broschüren eine bestimmte Gemeinde brauchte. Manchmal musste sie die Broschüren abzählen und gebündelt sortieren. Beides war alles andere als interessant. Abgesehen von ihrem Vater, wollte sich kein Mensch einen Anderson-Unterstand in den Garten stellen, deshalb hatte sie nicht mal das Gefühl, einen wichtigen Beitrag zu leisten. Nicht so wie Rex.

Sie versuchte, nicht mehr an ihn zu denken, nicht mehr zu grübeln, wo er war und was er gerade tat, sondern konzentrierte sich darauf, Broschüren in Umschläge zu stecken. Manchmal hielt sie inne, um den Ring zu bewundern, der an ihrem Ringfinger funkelte. Weil sie so überstürzt geheiratet hatten, war für eine Verlobung keine Zeit geblieben, umso mehr freute sie sich über ihren Ehering. Er hatte Rex' Großmutter gehört, und Daisy war zutiefst gerührt gewesen, als seine Mutter ihn ihr geschenkt hatte. Es machte sie überglücklich, Mrs Cooper zu sein. Rex und sie waren

